

Von der Volksschule ans Gymnasium

Autor(en): **Stark, Leo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **21 (1935)**

Heft 23: **Volksschule und Weiterbildung**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-540708>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sprache des Deutschen an der Primarschule wie auch an der Sekundarschule sein.

* * *

Wir haben in dieser etwas lange geratenen Abhandlung den Werdegang und die heutige Stellung der Sekundarschule dargelegt, um daran einige Betrachtungen über ihr inneres Abhängigkeits-Verhältnis von der Primarschule zu knüpfen. Die Sekundarschule ist sozusagen auf Gedeihen und Verderben mit der Primarschule verbunden. Diese schafft die Elemente der Bildung des Schülers und Menschen und legt damit zugleich die Grundlage für die vertiefende und ausbauende Arbeit jener. Ihr schliesslicher Erfolg in der Abschlussleistung ist daher in weitgehendem Masse durch die Vorarbeit der Primarschule mitbedingt, so dass das berufliche Wohl und Wehe des Sekundarlehrers bis zu einem gewissen Grade in die Hände seines Vorläufers an der Volksschule gelegt erscheint. Wenn nun hier für das füh-

rende Fach der deutschen Sprache aus langer Erfahrung einige Wünsche zu Händen unserer Kollegen an der Primarschule ausgesprochen wurden, so geschah es nur aus aufrichtiger Sorge für das Wohl unserer Volksschule und im Hinblick auf das eine gemeinsame Ziel von Primar- und Sekundarschule: die Heranbildung einer gut unterrichteten und lebensstüchtigen, aber auch edel gesinnten Jugend.

St. Gallen.

August Lehmann,
Sekundarlehrer.

Mitteilung

Die Arbeit des Kollegen Giger in Murg über systematische Sprachübungen auf der Unterstufe wurde in vielen Exemplaren bestellt. Separatdrucke des praktischen Teiles werden pro Exemplar nur auf ca. 50 Rappen zu stehen kommen, so dass es möglich ist, sie für ganze Klassen anzuschaffen. Wir bitten um rasche Aufgabe weiterer Bestellungen, da ein späterer Neudruck wesentlich teurer zu stehen käme. Der Verfasser: A. Giger, Murg, und die Rubrikleitung sind bereit, Bezugsanmeldungen entgegenzunehmen.

Mittelschule

Von der Volksschule ans Gymnasium

Beobachtungen eines Vaters.

E w. H o c h w ü r d e n !

Ihre Frage, wie unseren Buben — entschuldigen Sie diesen etwas familiären Ausdruck — der Uebergang von der Volksschule zum Gymnasium gelungen sei, hat mich etwas befremdet. Ich begreife zwar, dass Sie sich als Schulmann für solche Dinge interessieren müssen. Wenn Sie aber wissen möchten, welchen Schwierigkeiten unsere Buben bei diesem Schulstufenwechsel begegnet sind und welche persönlichen Eindrücke ich dabei gewonnen habe, so rühren Sie doch sehr nahe an unsere Familiengeheimnisse, — und davon kann ich nicht in aller Oeffentlichkeit reden. Ja, was weiss ich überhaupt zu sagen? Unsere Buben erzählen selten, was in der

Schule vorgeht, u. verschweigen wahrscheinlich gerade das, was für Sie bedeutungsvoll wäre. Auch dürfen Sie nicht vergessen, dass wir Eltern immer mit einer gewissen Voreingenommenheit zu unseren Sprösslingen stehen und dem Lehrer allzu gerne Unfähigkeit vorwerfen, wenn die Dummheit unserer Buben offenkundig wird.

Wollen Sie aber trotz dieser Bedenken einiges erfahren, so darf ich meine Ausführungen vielleicht um folgende Fragen gruppieren.

Haben unsere Buben auf der Volksschule alles gelernt, was man in der ersten Gymnasialklasse mit Fug und Recht von ihnen verlangen darf? Ich weiss

es nicht! Aufgefallen ist mir nur, wie langsam und unbeholfen unsere Buben — und wohl auch die meisten ihrer Klassengenossen — im Alter von 12 Jahren s c h r i e b e n. Ich spreche nicht vom schönen und fehlerfreien Schreiben; ich meine das schlichte, gewöhnliche Schreiben! Unsere Buben „malten“ beim Abgang von der Volksschule ihre Wörter aufs Papier, Strich um Strich, Punkt um Punkt, ähnlich wie alle tun, die mit der alten Kalligraphie geplagt wurden. Sie begreifen, hochwürdiger Herr Pater, wie ungeschickt sie sich da anstellten, wenn ihnen ein ungeduldiger Professor — wer nervös ist, ist oft ungeduldig; ich bin es auch! — ganze Seiten zum Lernen a n d i k t i e r t e. Ich brannte jedesmal auf, wenn ich diese unleserlichen Hefte zur Hand bekam. Es war aber zumeist weniger ein Unwille über die Volksschule, die sich ja der allgemeinen Mittelmässigkeit stark anpassen muss und daher keine Schnellschreiber heranbilden kann, als vielmehr eine Entrüstung über diesen oder jenen Mittelschullehrer, der sich am Zappeln der hastig schreibenden Schüler zu weiden schien.

Auf der Volksschule, die unsere Buben besuchten, war die „deutsche“ Schrift im Gebrauch. Die „lateinische“ Schrift wurde erst beim Schönschreiben in den oberen Klassen gelernt, aber praktisch wenig geübt. Da am Gymnasium die lateinische Schrift gleich von Anfang an unentbehrlich ist, haben unsere Buben ihre Schrift vollständig verhunzt. Heutzutage, wo wir alle auf der Maschine typen und die Schreibkunst gründlich verlernen, mag das belanglos erscheinen. Mir jedoch — und ich hoffe noch vielen andern — kommt es wie ein Kulturniedergang vor. Jedenfalls ist klar, dass der heutige Wirrwarr in der Schriftfrage den Schülern fühlbare Unzukömmlichkeiten bereitet. Die Unsicherheit in der Orthographie, die ein plötzlicher Schriftwechsel fast stets mit sich bringt, sei nur nebenbei erwähnt.

In diesem Zusammenhang muss ich noch

von einer Tragikomödie berichten, die einem unserer Buben zustieß. Sein erster Deutschlehrer wollte, dass die lateinische Schrift auch für die deutschen Aufsätze verwendet werde. Wie schwer der Junge tat, können Sie sich vorstellen. Schliesslich ging es — mehr oder weniger wüst. Zwei Jahre später bekam er einen andern Deutschlehrer, und nun wurde die fast völlig vergessene und nie mehr geübte deutsche Schrift gefordert. Ich sage nicht: „risum teneatis, amici“, denn eine solche Pädagogik ist eher zum Weinen.

Es sei nicht verallgemeinert. Missgriffe lassen sich niemals gänzlich ausschalten. Es sollte aber doch dazu kommen, dass einerseits der Handhabung einer leserlichen, einfachen Schrift auf der Volksschule mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird als dem sogenannten „Schönschreiben“ und dass andererseits dem kleinen Gymnasiasten nicht eine Schreibgeschwindigkeit zugemutet wird, die kaum dem Abiturienten eigen ist.

Von der Orthographie wage ich nichts zu sagen; in diesem Punkt waren alle unsere Buben sicher unter Mittel. Vielleicht liegt eine gewisse erbliche Belastung vor — ein Fehler in den visuellen oder höheren Fähigkeiten! Ich glaube aber, dass, wenn jede Schule die guten Wege gehen wollte, die in der „Schweizer Schule“ schon mehrfach gewiesen wurden, ein derartiges Versagen, bei sonst guter Allgemeinbegabung, seltener wäre. Vielleicht sollten in den unteren Klassen des Gymnasiums ganz ähnliche Uebungen gemacht werden wie an der Volksschule. Sie wären wohl nützlicher als Diktate mit seltenen Wörtern, die wir alle — wenn sie uns überhaupt einmal begegnen — zur Sicherheit im „Duden“ nachschlagen. Sollen diese Wörter trotzdem in Diktaten zur Verwendung kommen, warum dann nicht in einer höheren Klasse?

Ob am Gymnasium der Anschluss an die Volksschule gefunden wird? Ich erlaube mir nur einige Hinweise! Dass der Gymnasialprofessor den

Grammatikunterricht des Volksschullehrers oft etwas hochnäsiger abtut, ist bekannt. Ich begreife, dass man sich im Lateinischen gerne der internationalen (?) Ausdrücke wie Subjekt, Prädikat etc. bedient, und dass man diese auf der Volksschule nicht einführen kann. Dass man aber schon vom ersten Tage der Gymnasialjahre an — zum Glück mussten das unsere Buben nicht erfahren — nur mehr von der Copula u. vom Nomen usw. spricht, ist unpädagogische Fachsimpelei. Da zeigt z. B. „Der Grosse Duden“ (Ausgabe 1934, S. 27 * ff.), dass man auch mit deutschen Ausdrücken sachlich und gelehrt schreiben kann. Zu wünschen wäre aber — und das habe ich bei unseren Buben oft feststellen können —, dass sich die Volksschule sämtlicher Kantone einer einheitlichen grammatikalischen Ausdrucksweise bediente, damit das Gymnasium auf einer festen Grundlage weiterbauen kann. Dass da noch manches besser zu machen wäre, zeigt mir der Umstand, dass in der Sprachlehre, die unsere Buben auf der Volksschule brauchten, der Infinitiv nicht erwähnt ist und weder vom Indikativ noch vom Konjunktiv die Rede zu sein scheint. Vielleicht ist das für den gewöhnlichen Volksschüler ein unnötiger Ballast, dem angehenden Gymnasiasten aber sollte es doch klar gemacht werden.

Etwas, das unsere Buben an der Volksschule pflegen mussten, ohne es am Gymnasium in entsprechender Weise fortführen zu können, war das Singen. Fast allen Volksschülern, auch den nicht besonders musikalischen, ist das Singen mit einem sangfrohen Lehrer eine wahre Lust. Mit dem Eintritt ins Gymnasium ändert sich das leider plötzlich — wenigstens für eine grosse Zahl der Schüler. Zunächst ist das Singen nicht in die eigentliche Schulzeit einbezogen. Sodann werden die fähigen Elemente für den Kirchenchor herausgenommen; mit den Unbegabten schlägt man sich bis zum Stimmbruch irgendwie herum. Nach einer Ruhepause von zwei bis drei Jahren reißt man

sie schliesslich zum „Steinkohlenbass“, obwohl ihre Sprech- und Vortragsstimme, wie man sie in der Schule und im gewöhnlichen Umgang zu hören bekommt, eine Baryton- bis Tenorlage hat. Natürlich verkümmern diese Stimmen vollständig. Zwei von unsern Buben konnten das erfahren; erst der dritte kam einem gottbegnadeten Lehrer in die Hände und ist jetzt, nachdem er bei einer etwas empfindlichen Lehrerin überhaupt nicht singen durfte, Kirchensänger geworden. Wer wissen will, was die Volksschule gesanglich leisten kann, der wohne einmal einem erhebenden Jugendgottesdienst bei. Ueber die musikalischen Spitzenleistungen unserer Gymnasien wird zur Fastnachtszeit in allen Zeitungen ein grosses Wesen gemacht; die Versager verschweigt man; vielleicht erinnert die sonntägliche Präfation in mehr wie einer Kirche — oh, ich Lästermaul! — nicht gerade angenehm daran.

Mit Wehmut gedachten unsere jungen Gymnasiasten der Volksschule, sobald sie einen Aufsatz zu machen hatten. Der Professor schrieb einfach einen hochtönenden Titel an die Tafel, wie sie ihn zuvor nie gehört und jetzt auch kaum zu deuten verstanden. Das hatte ihr früherer Lehrer doch besser gemacht. Zuerst gab er ein verständliches Thema, und hernach wurde es nach allen Seiten besprochen. Nun ist mit einem Schlage alles anders geworden! Den Stoff zum geheimnisvollen Titel müssen die armen Jungen aus dem Federhalter saugen. Ist das nicht der beste Weg, um die guten Leute zu Schwätzern heranzubilden, — zu Schönrednern, die unfähig sind, einen klaren Gedanken in anspruchsloser, gefälliger Sprache sachlich wiederzugeben? Ich habe einmal die Aufsätze, die unser Aeltester in einer schon höheren Klasse gemacht hatte, aufmerksam durchgesehen und verglichen. Die Titel waren den Werken unserer Dichter entnommen: geflügelte Worte, Sentenzen, stofflich natürlich stark verschieden! Die Ausführung drehte aber das Thema so, dass alle

Aufsätze ungefähr beim gleichen Gemeinplatz strandeten. Was sich von Aufsatz zu Aufsatz geändert hatte, waren höchstens einige Phrasen. „Des Vaters unverkennbarer Sohn“, wird der geduldige Leser sagen!

Oft schon habe ich bedauert, nicht Latein-Lehrer zu sein. Es ist mir immer ein Genuss, wenn ich die primitiven Kenntnisse unserer Buben in der deutschen Sprache an Hand der lateinischen Sätzchen, die sie eben lernen müssen, etwas vertiefen darf und ihnen mit dem Lateinischen zugleich die Freude an unserer Muttersprache beibringen kann. Aber was soll ich den berufenen Fachvertretern ins Geschäft pfuschen! Nur einige Erfahrungen seien genannt! Und da finde ich, dass das Wörterabfragen für den Lehrer wohl ebenso langweilig sein muss, wie für den Schüler das Wörterlernen. Beide scheinen sich um die Sache herumzudrücken. Ich fragte mich schon oft, warum man — bei der 20. Lektion angelangt — nicht täglich zehn früher gelernte Wörter repetiert. Selber machen! Ich probierte, es mit den Buben durchzuführen. Leider konnte ich nicht immer hinter ihnen sein und musste darum am Ende des Jahres feststellen, dass sie kaum die Hälfte des verlangten Wortschatzes beherrschten. *Mea culpa!*

Wörter auswendig lernen ist langweilig. Warum memoriert man keinen *sinnvollen Text*? Wir mussten ehemals alle Tage einige Zeilen lernen. Damit hielten wir das Gedächtnis frisch, eigneten uns einen schönen Wortschatz an, prägten uns zugleich die grammatikalischen Formen ein und hatten überdies einen bleibenden Gewinn für Herz und Gemüt. Ich bedaure hier öffentlich, dass keiner unserer Buben regelmässig und systematisch lateinische Texte hat lernen müssen.

Wird das Seelenleben des jungen Gymnasiasten in der Schule sorglich gehegt und ernstlich gepflegt? Als ich die Volksschule mit dem Gymnasium vertauschen durfte, vollzog sich in meiner Seele

ein tiefgreifender Wandel. Ich glaube gerne, dass ich beim Rückblick dieses und jenes idealer sehe, als es der Wirklichkeit entspricht. Aber trotzdem habe ich den Eindruck, dass unsere Buben sich weniger bewusst sind wie ich, was das heisst, *studieren dürfen*. Ob man hiervon in der Schule auch spricht? Da und dort sicher! Ob überall? Ab und zu bete ich mit meinen Buben um guten Fortgang in den Studien ein *Ave Maria* mit der Anrufung: *Sedes Sapientiae, ora pro nobis!* Dass das Eindruck mache, dass ein gläubiges Vertrauen im Herzen Platz greife, dass dieses Beten zu einer Gewohnheit werde — von allem dem habe ich noch nichts gemerkt. Lenkt man die jungen Studentlein auch auf diese Dinge hin, oder gilt das heute als Aberglauben?

Und erst das Spicken? Ich kenne geistliche Professoren, die einen auslachen, wenn man gegen das leidige Spicken auftritt. „Lass Dich nicht erwischen“ scheint ihr Grundsatz zu sein. Ich weiss, dass viele Professoren das Spicken mit schlechten Noten bestrafen, wenn sie einen darob ertappen. Dass aber im Spicken eine Unehrllichkeit liegt, vielleicht gar eine Lieblosigkeit oder eine bewusste Benachteiligung des Kameraden, scheint in der Schule selten gesagt zu werden.

Ob ich falsch unterrichtet bin? Dann nehme ich zum voraus jedes Wort zurück, das als ungerechtfertigte Anschuldigung gedeutet werden könnte. Noch nie hat aber einer unserer Buben heimgebracht — ach, sie sind so vergesslich und achten auf die Worte des Lehrers selten besser als auf die der Eltern! —, der Professor hätte gesagt, ihr jugendlicher Uebermut müsste durch *Ritterlichkeit* gedämpft, ihre wachsende Körperkraft durch Rücksicht auf die Schwachen gemässigt werden. Wie viel Roheit und Frechheit sieht man auf den Strassen und Spielplätzen! Einem unserer Buben hat man unversehens den Haken gezogen; er fiel und

kränkelte jahrelang an einer inneren Verletzung. Ein anderer war beim Eintritt ins Gymnasium noch ein richtiger Kindskopf. Natürlich wurde er von abgefeimten Kameraden bei jeder Gelegenheit zu einem Streich missbraucht und blieb dann „hängen“, während die Anstifter meist nichts abbekamen. Klagen durfte er nicht, sonst hätten ihn die klotzigen Klassengenossen verprügelt.

Sparsamkeit und Anspruchslosigkeit! Die Eltern können ihre Kinder meist nur unter grossen persönlichen Opfern studieren lassen. Da sollten von der Schule aus alle unnötigen Anschaffungen vermieden werden. Ob dem so ist? Auf der Volksschule hatten unsere Buben nur wenig Bücher, die sie aber alle brauchten. Als sie ans Gymnasium kamen, mussten sie sich sofort eine halbe Bibliothek anschaffen, benutzten sie aber z. T. nie oder doch nur selten. Am seltensten benötigt wird wohl das deutsche Lesebuch. In meiner Jugend hatten wir den „Bone“; doch diente er uns einzig dazu, einige Gesänge des Nibelungenliedes in unsere moderne Sprache zu übersetzen. Unsere Buben haben das herr-

liche Lesebuch von Gadiant-Banz. Wie oft es in der Schule aufgeschlagen wird? Trotzdem es drei Söhnen mehrere Jahre gedient, ist es nur wenig abgenutzt. Natürlich, denn unsere Buben sind reinliche Musterknaben, die ihre Bücher liebevoll und schonlich behandeln! Oder? Und doch, das Lesebuch böte Gelegenheit, unsere Sprache lieben zu lernen, den Unterschied zwischen Dichtung und Prosa herauszufühlen, das Auge für die Wunder der Schöpfung zu schärfen, das heimliche Leben der eigenen Seele zu erlauschen! — Sparsamkeit?

Ew. Hochwürden! Ich muss schliessen, sonst artet mein Brief in eine böse Schimpferei aus. Verwenden Sie, was Ihnen gut dünkt. Doch mildern Sie zuvor die Heftigkeit meines Ausdruckes und geben Sie dem Ganzen einen gütigen Schutzengel mit, dass er alles Unheil verhüte, das mein ungestümes Wesen veranlassen könnte. Bosheit lag mir wirklich fern. Bin ich doch ein unentwegter Freund des katholischen Gymnasiums, der viel für alle betet, welche sich demselben widmen. Memento mei! Ihr Leo Stark.

Lehrerin und weibliche Erziehung

Mädchenvolksschule und Mittelschule

Das ist eine Begriffsbeziehung, an die heute praktisch immer mehr gedacht werden muss. Auch bei uns besucht ja eine stets wachsende Zahl von Töchtern das Gymnasium. Doch sollten sich Eltern und Schülerinnen stets bewusst bleiben, dass Gymnasialbildung keine Berufsbildung ist, dass daher eine junge Tochter nach Absolvierung der Matura kaum sofort irgendwo eine ordentlich bezahlte, passende Stelle finden kann. Auch sind in der heutigen Krise die Berufsaussichten für akademisch gebildete Frauen nicht glänzend, so dass schon sehr gute wis-

senschaftliche und praktische Begabung vorhanden sein muss, damit die auf Broterwerb angewiesene Akademikerin im Existenzkampf bestehen kann.

Es gibt Mittelschülerinnen, die sich nach der Reifeprüfung zur Hausbeamtin ausbilden; andere wenden sich der Sozialfürsorge, der Krankenpflege oder sonst einem höheren, nicht akademischen Frauenberufe zu. Auf Grund ihrer Bildung gelangen sie dann oft zu leitenden Posten. — Wieder andern jungen Töchtern muss das Gymnasium wertvolle Allgemeinbildung verschaffen, muss ihnen,